Politische Uebersicht.

Schon wieder ein „Fall Ackermann"?

Wieder kommt eine Berliner Irrenanstalt in aller Mund. Es handelt sich diesmal um die Anstalt Wuhlgarten, die zur Pflege von Epileptikern bestimmt ist. Am 3. Oktober starb dort der Maler Fritz Stegmann. Die amtliche Todesnachricht, die an demselben Tage nachmittags 5 Uhr bei seiner Frau einlief, gab an, Stegmann sei infolge eines „Anfalles" gestorben; die Beerdigung solle am 6. Oktober sein. Als Frau Stegmann am 4. Oktober nach Wuhlgarten hinauskam, wurde ihr (wie sie dem Vorwärts mitteilt) eröffnet, daß ihr Mann zunächst nicht beerdigt werden könne. Er sei am 3. Oktober morgens 3½7 Uhr tot aufgefunden worden und zwar in der — Isolierzelle! Die Leiche sei bereits seziert worden, dabei seien Anzeichen bemerkt worden, die auf einen Bluterguß in den Unterleib deuteten. Die Angelegenheit solle der Staatsanwaltschaft übergeben werden, damit festgestellt werde, ob der gegen den Wärter gehegte Verdacht, den Tod Stegmanns verschuldet zu haben, begründet sei.

Wie Stegmann in die Isolierzelle gekommen war, darüber wurden seiner tieferschütterten Frau von dem zuständigen Anstaltsarzt die folgenden Mitteilungen gemacht. In der Nacht vom 2. zum 3. Oktober hätten zwei Pfleglinge versucht, aus der Anstalt zu entfliehen. Die allgemeine Aufregung, die hierdurch nicht nur unter dem Wartepersonal, sondern auch unter den Kranken hervorgerufen worden sei, habe zu einem Streit zwischen Stegmann (von dem übrigens nicht ganz feststehe, ob er nicht als Dritter an dem Fluchtversuch beteiligt gewesen sei) und seinem Wärter T. geführt. T. habe den Stegmann, der sich sehr aufgeregt benommen habe, in die Isolierzelle gebracht und ihn die Nacht hindurch darin belassen. Am Morgen sei Stegmann dann tot aufgefunden worden.

Diese Angaben werden ergänzt durch eine schriftliche, von der amtlichen Darstellung abweichende Mitteilung, die Frau Stegmann aus dem Kreise der in demselben Saale wie ihr Mann untergebrachten Pfleglinge unaufgefordert erhalten hat. Die Beschuldigungen, die darin gegen den Wärter T. erhoben werden, sind vorläufig ebensowenig zu kontrollieren, wie die amtliche Darstellung. Da sie aber von Frau Stegmann bereits der Staatsanwaltschaft übermittelt worden sind, so wird ja untersucht werden, warum (wie behauptet wird) Stegmann so jämmerlich um Hilfe gerufen hat, als sich der Wärter mit ihm in die Isolierzelle begeben hatte. Auch darüber wird Aufklärung geschaffen werden müssen, ob Stegmann wegen seiner „Aufgeregtheit" oder nur deshalb in die Isolierzelle gesperrt worden ist, weil er sich verbeten hatte, daß T. sich mitten in der Nacht mit einem anderen Wärter laut unterhielt. Frau Stegmann hat den Oberbürgermeister Kirschner gleichfalls davon unterrichtet, welch schreckliches Ende ihr Mann gefunden hat und welche schweren Beschuldigungen gegen den Wärter erhoben werden.

Die von der Staatsanwaltschaft beschlagnahmte Leiche Stegmanns ist inzwischen, wie der Frau Stegmann am Freitag nachmittag mitgeteilt worden ist, wieder freigegeben worden und wird nun der Erde übergeben werden. Wenn der unglückliche Stegmann thatsächlich das Opfer einer rohen Mißhandlung geworden sein sollte, so wird hoffentlich der Schuldige seiner Strafe nicht entgehen.

Die Bureaudiener.

Eine schreckliche Blamage! Wenn das Kabinett Bülow noch nicht das Empfinden für Lächerlichkeit verloren hat, muß es jetzt seine Harfen an die Weiden hängen und Klagelieder anstimmen. Die komplette Direktionslosigkeit hat eine Lage geschaffen, die man nur noch humoristisch bewerten kann. Der Simplicissimus wird für seine nächste Bülow-Bureaunummer die Auflage ruhig um ein paar Dutzend Tausend Exemplare erhöhen können; er findet sicheren Absatz.

In der ganzen neueren Geschichte giebt es nur einen Parallelfall zu der Historie von dieser Bureaudiener, das ist die Sühnemission des Prinzen Tschun. Auch damals „leistete" Bülow die deutsche Diplomatie, auch damals organisierte er die wohlgelungene Blamage. Der kleine chinesische Prinz hatte ihn tagelang zum Besten, ganz Europa amüsierte sich königlich auf unsere Kosten — — aber Bülow hat's doch überstanden! Die Lächerlichkeit tötet eben nicht immer. Wir haben also alle Hoffnung, daß dieses glorreiche Ministerium noch ganz andere moralische Niederlagen erleben wird.

Vom schweizerischen Zolltarif.

Z. Nunmehr hat sich der Nationalrat mit dem Zolltarif beschäftigt, nachdem der Ständerat davon mehrere Aenderungen vorgenommen hatte. Die nationalrätliche Kommission, die den Tarifentwurf vor der Plenarberatung des Nationalrats behandelte, nahm auch noch Aenderungen vor, indem sie für 26 Positionen die Zölle erhöhte und für 19 ermäßigte, anderen, vom Ständerat beschlossenen Aenderungen dagegen ohne weiteres zustimmte, so z. B. der Ermäßigung der Zölle auf Weißfisch und Wildverkaufen. Der plutokratische Charakter der schweizerischen Bundesversammlung offenbart sich in dieser unverhüllten Bevorzugung der besitzenden Klassen, die ja fast ausschließlich die Wildverkaufsrechte sind, auf die abschwächende Art, die durch die Ermäßigung einiger anderer Zölle, z. B. desjenigen auf Margarine von 25 auf 20 Franken, keineswegs gemildert wird. Dagegen hat man, um den Agrariern noch mehr Entgegenkommen zu beweisen, die Zölle auf land- und gartenwirtschaftliche Arbeitsgeräte von 15, 20, 30 bis 50 Franken auf den Einheitssatz von 15 Franken herabgesetzt, anderseits aber die Zölle auf zahlreiche Industrieartikel weiter erhöht. Als ein heiliges Kuriumchnichtum wurden die in weiten Volkskreisen gerade am meisten beanstandeten Vieh-, Fleisch- und Weinzölle behandelt. Dabei wurden von den Agrariern und Agrargenossen all' die hinlänglich bekannte zollpolitische Weisheit zum 1o und 1o vielten mal wieder verzapft, daß es sich ja nur um Kampfzölle handle, daß nicht die Konsumenten allein die Zölle tragen usw.

Gegen das ganz unwahre, demagogische Schlagwort der Ueberzöllner, der Wucherzoll sei ein Kompromiß aller, wendete sich der sozialdemokratische Abgeordnete Schneid, indem er ausführte, daß hier nur von einem Kompromiß zwischen Industrie und Landwirtschaft gesprochen werden könne, d. h. natürlich zwischen den Unternehmern dieser beiden Hauptberufsgruppen; die Arbeiter und Arbeiterinnen haben mit niemandem ein Zollkompromiß abgeschlossen.

Erwähnenswert ist noch die auf Antrag Robert Bern beschlossene Aufnahme einer Schiedsgerichtsklausel in die Handelsverträge, um vorkommende Zollstreitigkeiten vor einem Schiedsgericht, als welches das Haager ins Auge gefaßt ist, zu entscheiden. Gegen illoyale Vertragsbruch gewährt freilich auch eine solche Klausel keinen Schutz. Der Zolltarif geht nun abermals an den Ständerat behufs Begleichung der mit dem Nationalrat bestehenden Differenzen, die wohl diese Woche noch erfolgen wird. Inzwischen haben die Gegner der Wucherzolle bereits ihre Vorbereitungen getroffen für eine Versammlung am 19. Oktober in Chur, die die Einleitung der Referendumsbewegung zur Gewinnung der erforderlichen 30000 Unterschriften beschließen soll, um den Wuchertarif zur Volksabstimmung zu bringen.

Deutsches Reich.

Berlin, 11. Oktober. Die Mitglieder des Beirates für Arbeiterstatistik sind von dem Präsidenten des kaiserlichen Statistischen Amtes Dr. Wilhelmi eingeladen worden, am 22. Oktober zusammenzutreten.

— Die Zolltarifkommission hat nach Schluß der Plenarverhandlungen 48 Sitzungen abgehalten. Da für sämtliche Sitzungen der Kommission nach der Vertagung die Summe von 2000 M. für das einzelne Kommissionsmitglied ausgeworfen ist, betragen die Diäten pro Sitzung 41,60 M. Die sozialdemokratischen Mitglieder der Kommission haben ihre 2000 M. bekanntlich der Parteikasse überwiesen.

— Ueber die Selbstverwaltung in Berlin liest man in einer Berliner Korrespondenz der Köln. Volksztg.: Es komme nicht soviel darauf an, wie die beiden Bürgermeister heißen und was sie denken, wünschen und planen. „In Wahrheit entscheidet in allen halbwegs wichtigen Berliner Kommunalangelegenheiten, sogar über die Ausschmückung von Plätzen, die Legung der Straßenbahnlinien usw., kein anderer als der Kaiser, der in Bezug auf die Reichshauptstadt besondere Vorrechte hat. Sehr richtig sagt die Neue Züricher Zeitung, die Gebundenheit in allen Fragen der Selbstverwaltung und der Selbstbestimmung sei hier so groß, daß sich jedes beliebige kleine Städtchen daneben mit Recht seiner größeren Unabhängigkeit rühmen dürfe. Man muß geradezu lachen, wenn man sich daran erinnert, daß es eine Zeit gegeben hat, wo hypochondrische Leute von einer „Kommune Berlin" sprachen und in dem Roten Hause ähnliche Gelüste zu entdecken glaubten, wie sie 1871 in Paris zum Schrecken der Welt die Begründung der Kommunewirtschaft herbeiführten. Das Berliner Rathaus ist nur aus roten Steinen erbaut, thatsächlich ist aber dort regis voluntas suprema lex."

Daraus ergiebt sich die Notwendigkeit der Wahl von mehr Sozialdemokraten.

— Um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen, wird jetzt in Berlin einmal wieder ein Kolonialkongreß abgehalten. Da ein wirklicher Herzog Vorsitzender der Kolonialgesellschaft ist, da ferner die Kolonialsache immer noch „oben" ganz gern gesehen wird, so bemühen sich sogar die Reichsbehörden um das Amüsement der Teilnehmer. Den „Enthusiasmus" solcher Tage kann man leicht dämpfen, wenn man die nackten Zahlen auf der Kolonialstatistik vorlegt. Deshalb geht man ihnen auch wohl immer so weit aus dem Wege.

— Auch im Monat September d. J. hat der Rückgang in den Schlachtungen sämtlicher Viehgattungen zu Berlin angehalten. Eine Besserung ist auch für diesen Monat nicht zu erwarten. Der Rückgang im September gegen den korrespondierenden Monat des vorigen Jahres ist ganz bedeutend und um so auffälliger, als inzwischen die Bevölkerungszahl gestiegen ist. Von Rindern wurden 11 475 gegen 17 305 Stück im September 1901 geschlachtet, von Kälbern 11 362 gegen 11 555, 88 755 Schafe gegen 40 775, 59 900 Schweine gegen 54 581, zusammen 123 492 Tiere gegen 124 216 Stück im gleichen Monat des vorigen Jahres. Der Unterschied beträgt in Berlin also danach 10 724 Stück und verteilt sich auf 3630 Rinder, 193 Kälber, 2029 Schafe und 1681 Schweine.

Die Dienstzeit und der neue Griff. Pensionierte Generale, die an der Tinteritis leiden, pflegen mit Vorliebe über die Einziehung des Volkes zum Kriege zu leitartikeln. Auch ein Generalmajor a. D. Bigge konnte der Versuchung nicht widerstehen und veröffentlicht heute sein Geistesprodukt im Scherlschen Tag. Er sieht schwarz in die Zukunft und hat kein allzugroßes Vertrauen auf die Widerstandskraft unserer modernen Menschen gegen die fürchterlichen Torturen eines Zukunftsfeldzuges. Und da schreibt er: „Aber dafür haben wir doch die Armee, die militärische Ausbildung!" werden viele denken. Gewiß, Endziel und höchster Zweck der Erziehung des jungen Soldaten ist es ohne Zweifel, ihn für seinen Beruf auch moralisch tauglich zu machen. Aber wir dürfen uns nicht darüber täuschen, daß dies Ziel nicht in vollem Maße erreicht werden kann. Dafür ist die Zeit viel zu kurz. In zwei oder drei Jahren lassen sich sittliche und geistige Kräfte nicht neu schaffen. Außerdem hat die militärische Erziehung mit der Erlernung der rein technischen Fertigkeiten des Kriegshandwerks so viel zu thun, daß sie die Ausbildung des Charakters nicht zu ihrer Hauptaufgabe machen kann."

Es wäre sehr schön, wenn sich dieser General einmal über den jetzt in der Armee wieder aufgelebten friedericianischen Parademarsch auslassen wollte. Die Einübung dieses neuesten Stückchens neudeutscher Heeresreform kostet nach unserer Meinung wenigstens 14 Tage bis 3 Wochen.

Also muß die Dienstzeit verlängert werden — — sagt der Spießer. Nein. Der Firlefanz muß über Bord geworfen werden, dem Militarismus muß das Rückgrat gebrochen werden.

Zoll. Die Konservativen fallen um, das Zentrum fällt um, — alles fällt um! Die Zollwucherer wollen sich unter allen Umständen über ihren Kehrbach einigen. Dabei werden die kleinen Differenzen schon noch ausgeglichen. Wozu wären die Kulissen auf der Welt, wenn hinter ihnen nicht gemogelt werden sollte? Leider setzt die sozialdemokratische Kritik — die politischen Röntgenstrahlen — den Herren so unangenehm zu! Die Sozialdemokraten sind so schrecklich respektlos! Sie genieren sich nicht einmal, die Zollwucherer — — beim rechten Namen zu nennen.

Kleine politische Nachrichten. Der Hamburgische Korrespondent hatte gestern die Nachricht zu, daß der deutsche Plantagenleiter Kuhl in der Nähe von La Guayra von Aufständischen erschossen worden sei. In Berlin ist nichts über den Vorfall bekannt. — Die erste Regierung eines deutschen Bundesstaates, welche die Viehnot unumwunden anerkennt, ist das fürstliche Ministerium von Reuß j. L. Wie der Fleischer Ztg. berichtet wird, hat es eine Petition des Stadtrats in Greiz um Oeffnung der Grenzen für lebendes Vieh an den Reichskanzler weitergegeben und um wohlwollende Berücksichtigung der Sache gebeten.

Oesterreich-Ungarn.

Ein betrügerischer Pfaffe. Bei der St. Wenzels-Pfarrkirche in Prag wurden nach dem Tode eines ihrer höheren Beamten bedeutende Unterschlagungen entdeckt, was zur Folge hatte, daß der Präsident der Vorschußkasse, Monsignore Troyd, und der Vorstand Kobolt von ihren Aemtern suspendiert wurden. Die Erhebungen ergaben noch andere Fehlbeträge. Der gewesene Präsident wurde nach der Verhöre in Haft behalten. Später wurden der Oberbuchhalter Hanzy und der Buchhalter Hueber verhaftet. Die Höhe der betrügerischen Summe beträgt nach den angestellten Untersuchungen über drei Millionen Kronen. Der Beginn der Unterschlagungen reicht 20 Jahre zurück. Durch Aufstellung falscher Bilanzen und infolge mangelhafter Kontrolle war möglich, daß die Defraudationen bis jetzt unentdeckt blieben.

Zu den Unterschlagungen wird noch gemeldet: Die Bezirksvertretung erklärte auf Antrag des Verwaltungsrats. Der Verhaftete Troyd ist früher Religionsprofessor und besitzt den Titel eines fürstbischöflichen Notars; er war auch Kassenverwalter der Jungtschechischen Bank. Bei der Untersuchung ergab sich, daß der geistliche Herr große Verluste im Börsenspiel gehabt hat, es will durch Vertrag sein Vermögen seiner Wirtschafterin und deren Sohne Ch. zugewendet haben. Bei der Eröffnung wurden skandalöse Privatbriefe gefunden. Troyd war auch Mitglied des katholisch-politischen Vereins Böhmens. Das Kapital der Bank betrug eine halbe Million, der Reservefonds ebenfalls eine halbe Million. Die letzte Bilanz weist 25 Millionen Einlagen auf, 20 000 Kronen Aktien haften unbeschränkt. Außerdem sind noch zwei andere Beamte verhaftet worden. Die Veruntreuungen reichen 20 Jahre zurück, sie wurden teilweise auf geschickte Weise verdeckt.

Ein Geduldsspiel. Wie verlautet, sollen die Ausgleichsverhandlungen im Laufe der nächsten Woche wieder aufgenommen werden.

Schweiz.

Z. **Der Generalstreik in Genf** ist zur Thatsache geworden und läßt erkennen, welchen bedauerlichen Einfluß die Anarchisten auf die

---

er's fallen, mit einem dumpfen Knall prallte es auf die Diele, gerade vor Elisabeths Füße. Beschriebene Blätter flogen nach allen Seiten.

„Etwas stürmisch, wie immer!" Maier gab sich einem Heiterkeitsausbruch hin; es schien, als sei mit den zwei jungen Leuten, die eben eingetreten, eine burschikose Stimmung über ihn gekommen. Man konnte den zugeknöpften Geschäftsmann kaum wieder.

Elisabeth hatte sich gebückt, sie half die verstreuten Blätter auflesen. Nun standen sie und sahen sich an, das heißt Erdmann wagte kein Auge aufzuschlagen, er stand wie gebannt.

Ein schalkhaftes Lächeln huschte über Elisabeths Gesicht, das Grübchen in ihrem Kinn zeigte sich.

Maier stellte sie einander vor. „Eine junge Kollegin," sagte er, „verlegt ihr erstes Buch bei mir. Kinder, ihr müßt nun ein bißchen nett gegen sie sein, verrauft sie nicht gleich zu sehr."

„Wenn sie was kann, braucht sie keine Bange zu haben." Heider zeigte blitzende weiße Zähne, das einzig Schöne in seinem bräunlichen Gesicht, wenn man nicht den Ausdruck desselben schön nennen wollte, diese offene, jungenhafte Freimütigkeit. Er faßte Elisabeths Hand mit einem kräftigen Druck und schüttelte sie.

„Auf die Kritik pfeife ich; nur auf die, die ich selbst schreibe, nicht. Schreiben Sie was Gutes, Fräulein, sonst, wenn Sie auch noch zehnmal hübscher wären, als Sie sind, verreiße ich Sie fürchterlich!" Er zeigte die Zähne, als wollte er beißen.

Sie lachte ihm ins Gesicht. „Ich fürchte mich gar nicht. Hunde, die bellen, beißen nicht!"

„Da, Sie haben ihn gleich erkannt, hahaha!" Maier schlug dem jungen Mann auf die Schulter. „Sehen Sie, Heider, Fräulein Reinharz hat's gleich weg, wes Geistes Kind Sie sind!" Er wandte sich an Elisabeth: „Sollte man's glauben, daß dieser wilde Mann ein Lyriker ist, so zart und überfein empfindend, wie die nervöseste Frau?"

Heider wollte aufbrausen, seine schmalen, dunklen Augen blitzten, die rabenschwarze aufgesträubte Mähne über der breiten Stirn schien sich noch mehr zu sträuben. „Aber, Herr Maier, den wilden Mann will ich mir meinetwegen gefallen lassen, aber Ihre Kritik meiner Lyrik ——"

„Sei still, Kobes!" Erdmann zwickte ihn heimlich; er sprach fast ängstlich und schien in Sorge, es mit dem Verleger zu verderben. Die Anwesenheit einer Dame schien ihm auch peinlich, er trat von einem Fuß auf den anderen.

Elisabeth konnte sich eines gewissen Mitleids nicht erwehren — war der schüchtern! Und einen Teint hatte er wie Milch und Blut, zu zart für einen Mann. An den Schläfen sah man die blauen Adern, über der Nasenwurzel zog sich ein blauer Strich; der Mund war fein und keusch, als hätte nur die Mutter ihn geküßt. Der Hals war ängstlich dünn und der ganze Mensch schien schwach, seine langgeschossenen Gliedmaßen steckten schlottrig in den Kleidern. Sie sah ihn voller Teilnahme an; da traf sie sein Blick, er hatte die scheugesenkten Lider aufgeschlagen — waren das Augen! Blaue, feuchte, große Dichteraugen mit einem heißen Funkeln darin. Sie war überrascht. Auf diese Augen war sie nicht vorbereitet gewesen — ein nahezu unheimlicher Kontrast!

Da gefiel ihr der andere besser. Sie wußte selbst nicht warum, gleich fühlte sie sich zu ihm hingezogen. Er sah so treuherzig aus und that, als hätte er sie schon früher gekannt. Sie kamen ins Plaudern und standen abseits vom Pult.

Erdmann hatte sein Manuskript vor sich hingelegt und verlang die Finger miteinander, daß die Gelenke knackten. Er hatte etwas auf dem Herzen und wand sich wie ein Aal vor dem Verleger.

„Da muß ich mal beispringen," sagte Heider. „Gucken Sie weg, Fräulein, oder noch lieber, gehen Sie hinaus — der, vor die Thür!" Er nahm sie ohne weiteres beim Arm und schob sie ins Nebenzimmer. „Nehmen Sie's nicht übel, aber sonst bringt der Mensch kein Wort 'raus! — Nun red', Erdmann!" hörte Elisabeth ihn sagen.

Das Murmeln des anderen klang an ihr Ohr; sie stand am Fenster und trommelte auf die Scheiben. Einiges vermochte sie doch. Erdmann bot ein schon einmal zurückgewiesenes Manuskript an; er schien Geld nötig zu haben.

Der Verleger war zäh. „Ihre Sachen gehen nicht, lieber Erdmann. Sie sind zu scharf und ärgern die Leute. Ihr letztes Buch hat mir beinahe die Polizei auf den Hals gehetzt; ich hoffte immer, sie würde es konfiszieren, da war noch ein Geschäft zu machen gewesen! Aber so! In den Leihbibliotheken verlangt niemand Ihre Bücher, da habe ich gar keinen Absatz. Und Bücher kaufen, wer thut das?"

„Hol' sie alle der Teufel!" sprudelte Heider heraus, „die Bücher und die Käufer! Wissen Sie, Herr Maier, der Erdmann kann doch nu mal nicht anders schreiben. Den können Sie umdrehen wie einen Handschuh, rechts und links ist bei ihm egal, der bleibt der Erdmann. Und ist's nicht gut so?" Er erhob die Stimme, daß sie wie eine Posaune in die Nebenstube dröhnte: „Jeder soll reden, wie ihm das Maul gewachsen ist; haben Sie das nicht selbst gesagt?"

„Schon, schon," Maier räusperte sich verlegen, „vom litterarischen Standpunkt aus, gewiß. Aber für mich ist's eine schwere Sache." Er machte eine Pause, als überlegte er. „Ich kann, ich darf nicht zusetzen; die Herstellung kostet viel, dann liegen mir die Bücher herum" — er seufzte tief — „Also haben Sie nicht, daß ich Sie aufrichtig schätze?" Seine Stimme bekam einen warmen Klang. „Wenn ich heute ein Millionär wäre, würde ich mich keinen Augenblick besinnen, Ihr Buch zu nehmen, lieber Erdmann!"

(Fortsetzung folgt.)

Heiteres.

Ein „anatomisches Wunder". Im „Roman" der Münchner Zeitung heißt es: „... Er runzelte die Brauen. Was ist passiert? Wo ist die Köchin?"

Ihre Antwort war kaum verständlich. „Das Herz schlägt ihr im Halse, alles Blut brannte in dem plötzlich glühend gewordenen Gesichte."

Ein ganz boshafter Leser bemerkt dazu: Das Mädchen muß am nächsten Jahre auf die Oktoberwiese. Neben der Dame ohne Unterleib wird die Köchin mit dem Herz im Halse sicher viele Bewunderer finden.

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19021011/2 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG